

Ein Hammer, was da bei ihnen zu Hause schon wieder abgeht, morgens, kurz nach halb fünf. Zack! Bum! Bang! Voll die Ramme! Die Tür knallt auf, und überall die Polizei. Ihre Mama fragt die Polizisten, warum sie nicht einfach geklingelt hätten, weil das mit der kaputten Tür jetzt bestimmt wieder Ärger mit dem Vermieter gibt. Ist ja nicht das erste Mal bei ihnen, den Al-Zeins von Neukölln.

Egal. Krasse Show. Und sie beide live dabei.

Das Polizeiprotokoll zur Durchsuchung bei der Familie Al-Zein vermerkt zum Verhalten von zwei Söhnen, elf und sechs Jahre alt: Die »Kinder schienen durch die gewaltsame Öffnung der Wohnung nicht verstört zu sein, die beiden Jungen grinsten«.

Auch bei ihrem Großonkel, ein Haus weiter, hatte die Polizei vergessen zu klingeln. Und der Onkel hatte vergessen, alles gut genug zu verstecken. Wie blöd.

Aus dem Protokoll der Durchsuchung beim Großonkel, arbeitslos, Hartz-IV-Empfänger: »Im Schlafzimmer wurde eine Rolex-Armbanduhr im Originalkasten aufgefunden. In der Tasche der Jeans des Beschuldigten wurden 2795 Euro Bargeld gefunden. Unter dem Spannbettlaken wurde 3800 Euro Bargeld aufgefunden. Im Schlafzimmerschrank wurden zwei in Klarsichtfolie verpackte Bargeldbündel aufgefunden.«

Und dann hatte die Polizei ihrem anderen Onkel sogar noch den Autoschlüssel weggenommen. Dabei hatte der Onkel nur auf den Wagen aufgepasst. Der gehörte ihm nämlich nicht, der gehörte irgendwie dem Zaki; jedenfalls fuhr der Zaki immer damit herum.

Protokoll der Hausdurchsuchung bei diesem Onkel, Hartz-IV-Empfänger wie sein Vater Zaki: »In einem Vitrinenschrank wurde ein Fahrzeugbrief für den Pkw Typ Porsche 996 sowie ein Schlüssel von Porsche gefunden. Al-Zein erklärte, dass er für seinen Vater auf den Porsche aufpasst. Sein Vater sei Zaki Al-Zein und wohnt im Nebenhaus. Tatsächlich stand der Porsche auf dem Hof neben dem Wohnhaus.«

Der Porsche Carrera wurde dann beschlagnahmt. Vor dem Berliner Landgericht musste sich Zaki Al-Zein, 58, Chef des Berliner Al-Zein-Clans, aber 2016 nicht wegen Hartz-IV-Betrug verantworten. Sondern wegen Anstiftung zum Mord.

Darf man eine Geschichte über kriminelle arabischstämmige Clans so anfangen? Gibt es nicht Hunderte Al-Zeins in Deutschland, die mit dem kriminellen Teil ihrer Familie nur den Nachnamen gemeinsam haben und sonst absolut nichts? Ehrliche Bürger mit der Erblast einer Verwandtschaft, die sie herunterzieht? Ja, die gibt es. Auch unter den Rammos, den Miris, den Omeirats, den Abou-Chakers.

Und wer sagt denn, dass das Grinsen der beiden Jungen auf dem Bett kein hilfloses, traumatisiertes Grinsen war? Ist doch möglich, dass die beiden nicht zu jenen Clankids gehörten, die schon von ihren Eltern zum Klauen mit in den Aldi genommen werden. Man kann also durchaus den Vorwurf erheben, dass der Anfang dieser Geschichte diskriminierend sei, tendenziös, unerhört, ganz unmöglich. Nur eines kann man nicht sagen, wenn die Akten der Berliner Staatsanwaltschaft stimmen: dass er falsch sei. Die Szenen einer Razzia sind vielmehr typisch für die notorisch auffälligen Familiennamen in der Kriminalitätsstatistik der Großstädte Berlin, Bremen, Dortmund, Duisburg und Essen.

Die Durchsuchung bei den Al-Zeins vor knapp drei Jahren gibt einen Einblick in die Parallelwelt krimineller arabischstämmiger Clans, in die der deutsche Rechtsstaat kaum eindringt. Wenn überhaupt, dann mit Polizeigewalt, aber meist ohne irgendeinen Eindruck zu hinterlassen. Ermittler berichten: Schon Kinder lachen Polizisten hämisch an, weil sie gelernt haben, keinen Respekt vor ihnen zu haben. Ehefrauen lachen Polizisten aus, weil sie wissen, dass die Beweise meist vor Gericht zerbröseln - wenn Zeugen später aus Angst ihre Erinnerung verlieren. Und wenn von den Männern doch mal einer ins Gefängnis muss, lachen die das so weg. Haken es ab als Zeit in einer Besserungsanstalt, in der eines garantiert besser wird: ihre Street Credibility, ihr Ruf als harte Jungs im Milieu. Eine Mutter, deren Söhne allesamt im Gefängnis landeten, verabschiedete den letzten mit den Worten: »Knast macht Männer.« So erzählt es der Ermittler Dirk Jacob vom Landeskriminalamt (LKA) Berlin.

Diese Verhaltensmuster stammen aus einer fremden Welt, und doch ist diese Welt ganz nah. Auf dem Asphalt deutscher Großstädte findet ein Kampf der Kulturen statt, lange Zeit weitgehend übersehen, einer überforderten Polizei überlassen. Erst jetzt, seit ein, zwei Jahren, schauen die Politiker hin und begreifen, wie viel Land sie schon verloren haben.

Das einzige deutsche Hoheitszeichen, das in diesen Kreisen Ansehen zu genießen scheint, ist der Mercedes-Stern.

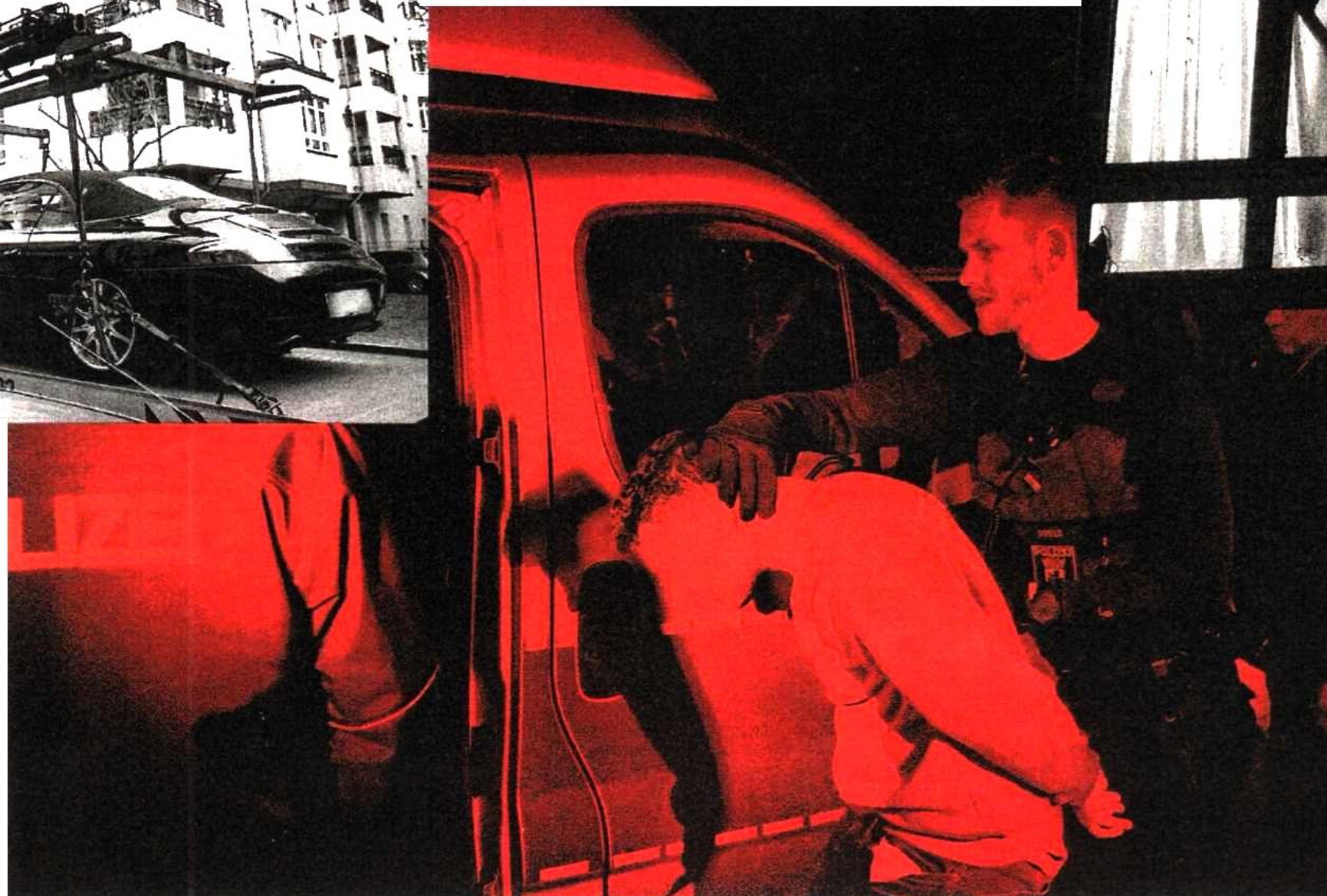
Gemessen in Quadratmetern, besteht dieser Verlust nur aus ein paar Strassen auf dem Kiez, bei denen sich die Frage stellt, wer hier das Sagen hat, Polizei oder Clans. Es gibt deshalb Stimmen wie die des früheren Bundesverfassungsrichters Thomas Fischer, die Clans seien doch nur die nächste Sau, die durchs hysterische mediale Dorf getrieben werde. In Wahrheit alles halb so wild. Genauso gut könnte man aber auch verfechten, dass kein Mordfall, keine Vergewaltigung, kein Kindesmissbrauch der Rede wert ist, weil auch das, gemessen an 83 Millionen Deutschen, nur ein Mikroausschnitt der Wirklichkeit ist. Tatsächlich geht es um weit mehr: um die Wirkung auf die Gesellschaft, auf das Bild, das sie abgibt. Und da berührt es durchaus eine Mehrheit und ihr Empfinden, wie wehrhaft das Land ist in diesem Kampf der Kulturen. Oder wie hilflos. Es kämpft hier der Staat mit seiner verbrieften Rechtsordnung gegen die Wertewelt krimineller Clanmitglieder. Darin bricht das Recht des Stärkeren das Recht des Strafgesetzbuchs. Die Ehre der Familie das Grundgesetz. Der getunte Mercedes das Tempolimit in der City. Und der Baseballschläger den Schädel des Gegners.

Vor allem in Berlin hat der Senat in den vergangenen ein, zwei Jahrzehnten manche Viertel gegen den Macht- und Revieranspruch krimineller Clans kaum verteidigt. »Egal welche Partei oder Koalition regierte, keine ist dieses Thema ernsthaft genug angegangen«, sagt der SPD-Abgeordnete und -Innenexperte Tom Schreiber. »Innerhalb der Polizeibehörde sah es nicht besser aus.«

Ähnlich in Nordrhein-Westfalen, dem zweiten Schwerpunkt der arabischen Familienbanden, wo die Polizei den Clanangehörigen mehr als 14 000 Straftaten in den vergangenen drei Jahren zurechnet. Auf einer Expertentagung kürzlich in Essen gab NRW-Innenminister Herbert Reul zu, die Politik habe die Sache viel zu lange unterschätzt und nicht so durchgegriffen, wie es bei einem »Frontalangriff auf den Rechtsstaat« nötig gewesen wäre.

Nun soll alles anders werden. Reul sagt, er wolle »Nadelstiche setzen«. Mit Steuerfahndern in Shisha-Bars, die von Clans dominiert werden. Mit Kontrollen, ob der Tabak für die Bars ordentlich verzollt wurde. Und mit der Stilllegung aufgemotzter »Poser«-Autos - das einzige deutsche Hoheitszeichen, das in diesen Kreisen Ansehen zu genießen scheint, ist immer noch der Mercedes-Stern. All das »macht ihnen das Leben ungemütlich«, sagt Berlins Innensenator Andreas Geisel (SPD), »wir müssen diesen Leuten sozusagen permanent auf den Füßen stehen«.

Allerdings bestätigt sich einmal mehr, wie teuer die Reparatur wird, wenn man Dinge jahrelang kaputtgehen lässt. Und um wie viel besser es gewesen wäre, man hätte sich schon darum gekümmert, als die Probleme begannen. In Berlin lässt sich das an drei Namen festmachen: den Al-Zeins, den Rammos, den Abou-Chakers.



BRENNPUNKT BERLIN-NEUKÖLLN Razzia bei der Familie Al-Zein im April 2016, Beschlagnahme eines Porsche Carrera, der von Clanoberhaupt Zaki Al-Zein gefahren wurde

Im Jahr 2002 wundern sich die Ermittler des LKA, was ihr Kollege Markus Henninger mit all den Akten vorhat. Kistenweise Akten. Die Antwort steht dann in der Ausgabe 12/2002 der Zeitschrift »Kriminalistik«. Der Inspektionsleiter für Organisierte Kriminalität hat zusammengetragen, was er zu libanesischstämmigen Grossfamilien finden konnte. Woher sie kommen, wie sie ticken, was sie tun. 15 eng bedruckte Seiten, mit einer scheinbar endlosen Aufzählung von Schießereien, Messerstechereien und Drogendeals. Soll also keiner heute sagen, er habe nicht wissen können, was da schon zu Beginn des neuen Jahrtausends im Berliner Untergrund herangewachsen war.

Henninger beschreibt, wie ab 1925 die Mhallami, eine kleine, arabischsprachige Minderheit, vor den Truppen von Mustafa Kemal Atatürk geflüchtet waren. Sie liessen ihre Heimat in Südostanatolien hinter sich, landeten im Libanon, schlugen sich durch, als Tagelöhner, Gemüsehändler. »Die haben bei uns nur den Strand sauber gemacht«, lästert heute ein Neuköllner Araber, lieber ohne Namen. Ein Berliner Ermittler sagt: »Die Mhallami wollten sich schon im Libanon nicht integrieren.« Manche seien wohl da bereits kriminell geworden. »Andere wurden es in Deutschland.« Dorthin flüchteten viele in den Achtzigerjahren, als im Libanon der Bürgerkrieg tobte.

Ein großer Teil hatte keinen Pass, nur ein »Laissez-passer«-Papier, gültig für eine Ausreise auf Nimmerwiedersehen. War das Papier erst mal abgelaufen, weigerten sich die Behörden im Libanon, die Mhallami zurückzunehmen. So kamen und so blieben die Rammos und die Al-Zeins. Die Abou-Chakers machten sich bereits ein paar Jahre früher auf den Weg. Sie waren keine Kurden, sondern in den Libanon geflüchtete Palästinenser.

In Deutschland wussten die Behörden nicht recht, was sie mit diesen Quasilibanesen machen sollten. Manche waren nie im Libanon gewesen, behaupteten das nur. Sie kamen direkt aus der Türkei und warfen ihren Pass weg, um nicht zurückgebracht zu werden. Das begriffen die Behörden aber erst Jahre später.

So wirt die Lage, so verwirrt auch die deutschen Ämter: Einigen Abou-Chakers, Rammos oder Al-Zeins gaben sie im Laufe der Jahre einen deutschen Pass. Bei anderen blieb die Staatsangehörigkeit »ungeklärt«; die Behörden schickten die Einwanderer in die Dauerwarteschleife der Kettenduldungen. Damit lebten sie von der Stütze, denn regulär arbeiten durften sie meist nicht. Sie sollten Deutschen nicht den Arbeitsplatz wegnehmen, und irgendwann, so die Hoffnung in den Amtsstuben, würden sie bestimmt in ihre Heimat zurückgehen. In welche auch immer. »Ich habe Mandanten - wenn die aus dem Knast kommen, dürfen die nicht arbeiten, selbst wenn sie wollten«, klagt der Berliner Rechtsanwalt Philipp Stucke.

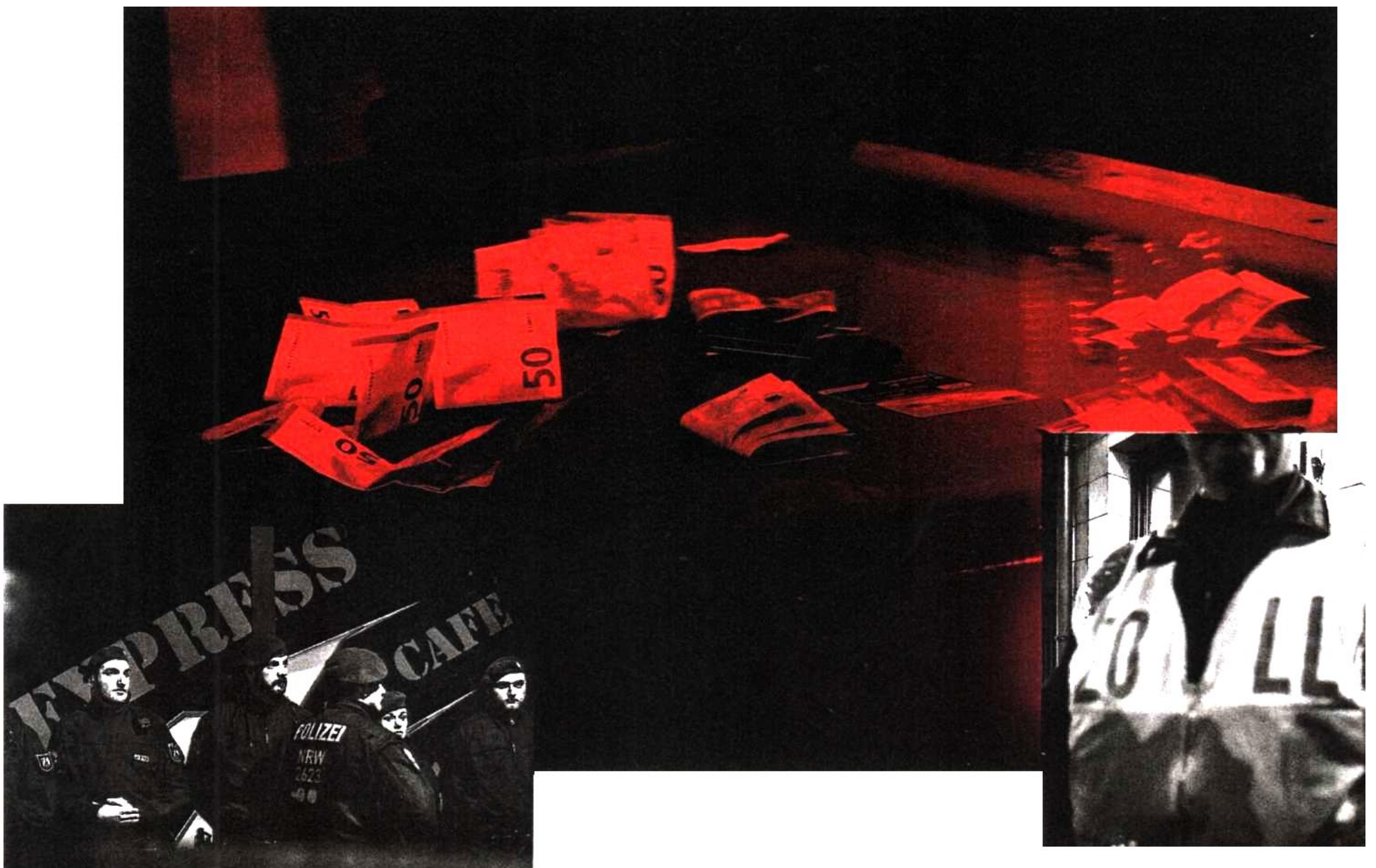
Das ist die eine Seite der Geschichte. Die andere ist die, dass Szeneanwalt Stucke ja nicht von den Sozialhilfeempfängern leben kann, besser gesagt von der Sozialhilfe der Sozialhilfeempfänger. Sondern von ihren mitunter erstaunlichen »Ersparnissen«, die sich unter Spannbetttüchern oder in Kleiderschränken finden. Auch eine Rolex gehört da schon mal zur eisernen Reserve. Nur von Sozialhilfe kann man sich das nicht leisten.

Die andere Seite ist nämlich die, dass eine größere Zahl der Mhallami das Verbrechen zum Beruf machte. Deutschland ist für sie wie ein Spielbrett. »Monopoly«. Sie brettern mit Luxusautos durch die Stadt, halten auf der Strasse in zweiter Reihe, ohne abgeschleppt zu werden.

Frei parken«. Sie holen Schutzgeld ab. »Ziehe DM 4000 ein.« Wenn es schief läuft, gehen sie auch mal in den Knast, aber mit Gemeinschaftskarte! »Du kommst aus dem Gefängnis frei.« Während sie aussetzen mussten, gehörte ihnen die Strasse weiterhin, darum kümmerte sich die Verwandtschaft. Und am Ende wird das Geld gewaschen, in legale Investments gesteckt, Häuser zum Beispiel. »Rücke vor bis zur Schlossallee.«

Der Erlanger Jurist und Clanexperte Mathias Rohe erklärte kürzlich, wie das läuft: Kriminelle Clanmitglieder besetzen die Strassen der Stadt mit den klassischen Machomustern Ehre und Vergeltung.

Was guckst du? Was willst du? Willst du mich beleidigen? Wer zurückzieht, hat verloren. Loser verdienen kein Mitleid. Den Schwachen verrät seine Angst, den Starken erkennt man an Geldbündel, Goldkette, 400 PS aufwärts. Also: Nimm dir, was du willst. Und solange du der Stärkere bist, nimmt es dir auch keiner wieder weg. Schon gar nicht ein Rechtsstaat, dessen Strafen für den kriminellen Nachwuchs nun mal nicht mit einem Faustschlag in die Fresse beginnen, sondern mit Ermahnungen, Verwarnungen, Weisungen. »Unser Rechtssystem ist für diese Fälle ungeeignet«, sagt ein frustrierter Dirk Jacob, im Berliner LKA zuständig für arabischstämmige Täter.



RAZZIEN Polizisten, Zöllner bei Einsatz in Lokalen im Ruhrgebiet im Januar

»Wir haben es verpennt«

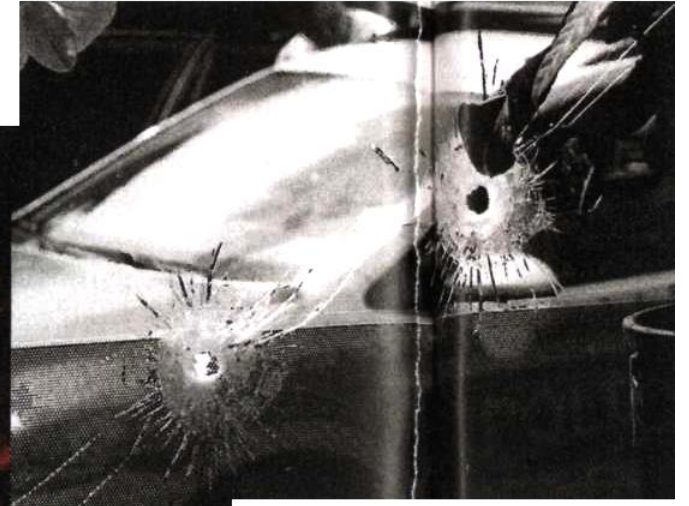
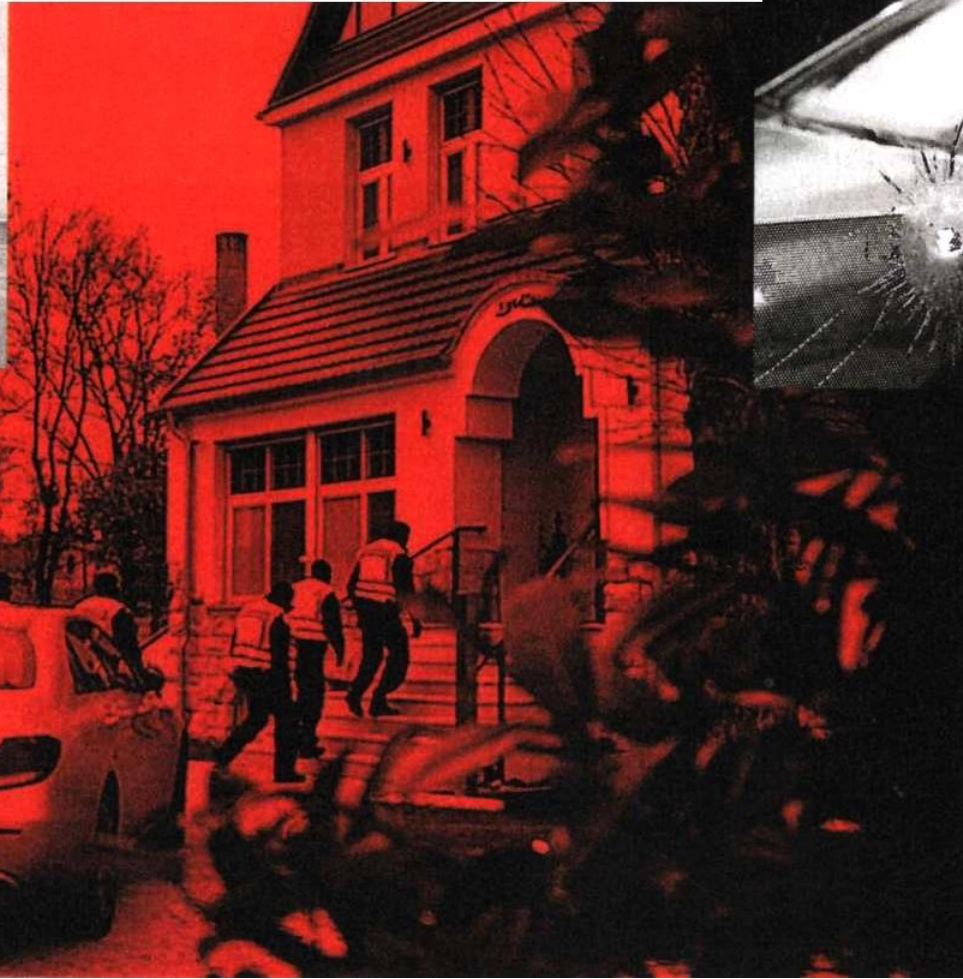
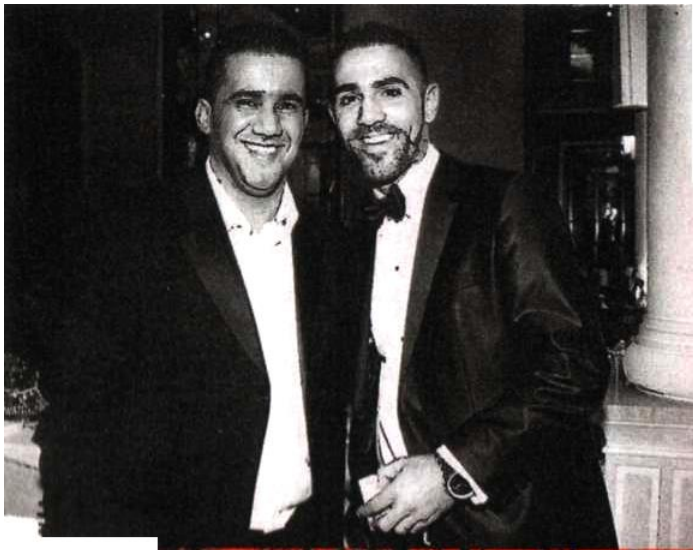


Minister Reul

SPIEGEL: Herr Reul, wer ist gefährlicher: islamistische Gefährder, die italienische Mafia oder türkisch-arabische Clans? Reul: Für unseren Rechtsstaat sind die alle gleich gefährlich. Das sind alles Gruppen, die die Menschen in Nordrhein-Westfalen bedrohen, Recht und Ordnung nicht achten, rücksichtslos ihre Ziele durchsetzen und nicht einmal davor zurückschrecken, das Leben anderer aufs Spiel zu setzen. SPIEGEL: Wenn alle so gefährlich sind -warum sind Sie in den vergangenen Monaten derart medienwirksam nur gegen die Clans vorgegangen? Reul: Das öffentliche Aufsehen ist natürlich viel größer, wenn Sie in einer Großstadt mehrere Hundertschaften zusammenziehen, um Kontrollen durchzuführen. Gegen Gefährder oder Mafiosi geht die Polizei natürlich auch vor, nur anders. Da bleibt die Polizei ganz bewusst im Verborgenen. SPIEGEL: Sind solche Razzien nicht reine Show-Veranstaltungen, mit denen Sie sich profilieren wollen? Reul: Nein. Als wir im April zum ersten Mal mit großem Besteck gegen die Clans vorgegangen sind, haben alle gesagt: Das ist reine Show. Und dann merkten sie, dass andere Behörden nachzogen. Das war eine Initialzündung und hat viel Dynamik gebracht. Inzwischen gibt es solche Razzien im Ruhrgebiet fast jede Woche. Außerdem wollen wir ja ganz bewusst Unruhe in der Szene stiften, Nadelstiche setzen, Präsenz zeigen. Die öffentliche Wirkung ist also Teil der Einsatztaktik. Und keine Erfindung der PR-Abteilung des Ministers. SPIEGEL: Was ist das Besondere an den Clans? Reul: Sie sind nicht nur kriminell, stellen Gebiets- und Machtansprüche. Die Clankriminalität ist für viele Menschen zu einem Symbol geworden, zum Ausdruck eines diffusen Gefühls: Wo leben wir eigentlich? Hat der Staat nichts mehr zu sagen? Wir sind dabei, das Vertrauen unserer Bürger zu verlieren -und das darf nicht sein. SPIEGEL: Welche Rolle spielt das politische Kalkül, rechten Parteien das Wasser abzugraben? Reul: Ich glaube, dass man Wähler nur mit Taten zurückholen kann. Nicht mit Sprüchen. Wir müssen beweisen, dass der Rechtsstaat funktioniert. Aber ich mache eine Grossrazzia nicht, weil ich der AfD damit fünf Prozent abjagen möchte. SPIEGEL: Schon kurz nach der Jahrtausendwende - vor mehr als 15 Jahren - stellte eine Bund-Länder-Kommission fest: Clans hätten sich »unter erheblichem Missbrauch der vorhandenen Schwachstellen des bundesdeutschen Ausländer- und Asylrechts fest etabliert«. Wie konnte es dazu kommen?

Reul: Die Politik hat sich in den vergangenen Jahrzehnten zu wenig um das Phänomen gekümmert. Wir haben es verpennt. Und vielleicht war es auch nicht opportun? Jedenfalls waren die Angehörigen dieser Großfamilien quasi rechtlos, abgekoppelt von der Mehrheitsgesellschaft, sie hatten keine Chancen auf einen Aufstieg. Hinzu kamen unsichere ausländerrechtliche Perspektiven. Es wundert mich nicht, dass daraus Kriminalität entstanden ist. Deswegen rate ich, dass wir uns im Falle der Menschen, die nun als Flüchtlinge zu uns ins Land kommen, intensiv um deren Integration kümmern. Damit wir denselben Fehler nicht zweimal machen. SPIEGEL: In einer Analyse Ihres Landeskriminalamts (LKA) zur Clankriminalität heisst es: Ziel der Polizei müsse es sein, »die kriminellen Strukturen aufzulösen und keine neuen entstehen zu lassen«. Wie soll das gelingen? Reul: Wir stören die Clans, zerstören ihre Geschäftsmodelle, üben permanent Druck aus, besetzen den öffentlichen Raum. Ausserdem ermitteln wir langfristig gegen organisierte Kriminalität und arbeiten uns an die Hintermänner heran. Wir wollen nicht nur die kleinen Fische fangen. SPIEGEL: Ihr LKA zählt etwa hundert türkisch-libanesischen Grossfamilien im Land, die als Clans bezeichnet werden. Wie viele dieser Menschen sind nachweislich kriminell?

Reul: Das wissen wir nicht genau. Darum lassen wir ja gerade ein Lagebild erstellen. Das LKA zählt etwa 6500 Verdächtige aus diesen Familien, die in den vergangenen drei Jahren Straftaten begangen haben sollen. Viele Clanmitglieder werden übrigens nicht selbst kriminell, profitieren aber von den Straftaten ihrer Verwandten. SPIEGEL: In eine bestimmte Familie wird man hineingeboren, man sucht sie sich nicht aus. Stigmatisieren Sie mit den Clans nicht viele Unschuldige? Reul: Auf diese Gefahr haben mich meine Fachleute auch hingewiesen. Natürlich ist nicht jeder in diesen Familien kriminell. Aber die Alternative für uns wäre gewesen, nichts zu tun. Und das ist für mich keine Alternative. Wir müssen die Namen der Familien erfassen, um diese Strukturen zu verstehen und durchdringen zu können. Im Übrigen: Bei der italienischen Mafia stehen wir vor demselben Problem, auch die 'Ndrangheta besteht aus kriminellen Familienclans. Da problematisiert allerdings niemand eine Stigmatisierung. SPIEGEL: Straftaten zu verfolgen ist wichtig. Aber was tun Sie, um vorzubeugen? Reul: Wir müssen deutlich machen, dass kriminelle Karrieren sich nicht lohnen, dass sie einen zu hohen Preis haben. Und wir wollen denen helfen, die aus diesen kriminellen Strukturen aussteigen wollen. Da müssen wir die Botschaft senden: Ihr könnt bei uns auch auf legalem Weg zu Ansehen und Wohlstand kommen. Aber ich gebe zu, dass das sehr schwierig ist. Es kann sein, dass es uns nicht gelingen wird, solche Angebote zu machen. Aber wir müssen es versuchen. SPIEGEL: Ihr Vorgänger im Amt, Ralf Jäger (SPD), ging ebenfalls mit schlagzeilenträchtigen Aktionen gegen Neonazis, Einbrecher, Raser und Rocker vor. Mit teilweise überschaubarem Erfolg und schnell wechselnden Prioritäten. Wie lange reicht der Atem des Rechtsstaats diesmal? Reul: Weit, sehr weit. Wir haben angefangen, wir werden nicht aufhören. Da sollte sich niemand falsche Hoffnungen machen. Wir werden konsequent sein. Natürlich ist es eine Mammutaufgabe, den Clans das Handwerk zu legen. Und ich glaube auch nicht, dass sich das in den fünf Jahren meiner Amtszeit zu Ende bringen lässt. Aber ich tue, was ich tun kann.



DER ABOU-CHAKER-CLAN Chef Arafat, Rapper Bushido 2009, Durchsuchung des Villengrundstücks von Abou-Chaker im November 2018, Einschusslöcher in der Scheibe von Arafat Abou-Chakers Imbiss Papa Ari im Juni 2018

Das konnte man im Prinzip alles schon 2002 bei Markus Henninger nachlesen. Was seinen Aufsatz heute zu einem Aha-Erlebnis macht, auch für diesen Artikel, sind drei Episoden, genauer gesagt: die Namen darin.

Der erste: Issa Rammo. Heute einer der Köpfe des Rammo-Clans. Am 16. April 2001 fällt Polizisten in einem Streifenwagen ein kaputtes Licht an einem Auto auf. Der Beifahrer Issa R. ruft einem Beamten zu: »Fahr weiter, du Idiot.« Erst als Verstärkung eintrifft, können die Polizisten seine Personalien aufnehmen; vorher waren wie aus dem Nichts rund zehn Clanfreunde aufgetaucht. Das letzte Wort gehört wieder Issa R., er sagt zu einem Polizisten: »Ich fickte dich in den Arsch und deinen Präsidenten auch.«

Der zweite Name: Rommel Abou-Chaker, heute einer der führenden Leute des Abou-Chaker-Clans, Bruder des Clanchefs Arafat. Am 3. Februar 2001 streift Rommel A. an einer Tankstelle mit seinem BMW das Auto eines Niederländers. Der schreibt sich das Nummernschild auf. Fehler. Rommel A. verlangt den Zettel und macht mit dem Finger am Hals eine Kopf-ab-Geste. Der Niederländer flüchtet in den Kassenraum, Rommel A. und ein Begleiter schlagen ihn zusammen. Noch als ein Arzt ihn behandelt, bedrängt ihn Rommel Abou-Chaker, die Anzeige zurückzuziehen. Tage später erscheint Rommel A. in der Tankstelle, er will das Überwachungsvideo kaufen.

Der dritte Name: Mahmoud Al-Zein, »El Presidente«, Spitzname unter Ermittlern: »der Dicke«. Früher einer der Topleute des Berliner Clans, abgewandert ins Ruhrgebiet. Sein Cousin Zaki Al-Zein, der mit dem Porsche, heute Chef des Berliner Clans, stand Ende der Neunziger mal vor Gericht. In dem Prozess spielte ein Dolmetscher als Zeuge eine wichtige Rolle. Wie es später in einem Urteil gegen Mahmoud A. hiess, drohte der dem Übersetzer: »Hier gibt es Leute, die wollen sterben.« Und dass man Dolmetscher, die falsch übersetzen, abschlachten sollte. Er werde die Tat von einem Kind ausführen lassen, sodass er dafür nicht zur Rechenschaft gezogen werden könne. Der Dolmetscher war ein mutiger Mann, er meldete das. Andere wären eingeknickt.

Drei Episoden, sie enthalten schon 2002 die Namen, die danach noch grösser wurden; die Strukturen, die sich zementierten; und die Methoden, mit denen die Clans bis heute ihre Macht ausbauen.

In Berlin wohnen rund 150000 arabischstämmige Menschen, so das LKA. Die Mehrheit von ihnen lebt so gesetzestreu wie viele andere Berliner auch. Ein Teil aber eben nicht, und wie gross dieser Teil ist, lässt sich schwer sagen. Denn bis heute, 17 Jahre nach dem Henninger-Dossier, hat die Berliner Polizei noch immer kein Lagebild zur Organisierten Kriminalität erstellt. Also auch keines zu den Araberclans. »Ich verstehe gar nicht, dass es das nicht gab«, wundert sich selbst Innenstaatssekretär Torsten Akmann - und hat jetzt endlich eines angefordert.

In Nordrhein-Westfalen sind die Behörden weiter. In Essen führt das LKA von 3000 Clanmitgliedern mehr als 1200 als Tatverdächtige. Schon vor zwei Jahren hat das LKA das Projekt »Keeas« gestartet, Abkürzung für »Kriminalitäts- und Einsatzbrennpunkte geprägt durch ethnisch abgeschottete Subkulturen«. Auf Deutsch: geprägt durch Clans. Niedersachsen und Bremen, die beiden weiteren Hotspots der Clankriminalität, haben daran mitgearbeitet. Berlin nur beratend.

Seit Oktober 2018 liegt der Abschlussbericht vor, das Wichtigste steht im vertraulichen Teil: »Die Erkenntnisse dokumentieren aktuell eine Expansion der ... von > Clankriminalität< ausgehenden Gefahren für die Sicherheitslage in NRW.« Und: Mit üblichen Polizeimassnahmen komme man nicht mehr weiter.

Beruhigendes Auftreten etwa, um die Gemüter abzukühlen, sei »im Milieu der Clanangehörigen nur in seltenen Fällen zielführend«. Deeskalation mache alles nur noch schlimmer, weil »ein solches Verhalten als Schwäche der Polizei beziehungsweise des Staates interpretiert wird«. Man müsse erst mal wieder mit Härte »den Respekt gegenüber Polizei und Justiz zurückerlangen«.

Tauchten 2001 bei der Kontrolle von Issa R. in Berlin plötzlich zehn Freunde auf, so sind heute bei Einsätzen »Tumultlagen« mit mehreren Dutzend Angehörigen nichts Ungewöhnliches. Weil zehn oder sogar mehr Kinder üblich sind, sind die Familien stark gewachsen - eine Mhallami-Familie in Göttingen etwa vergrösserte sich seit 2002 von 35 auf 250 Angehörige. Mit den Köpfen wächst die Macht, mit WhatsApp die Fähigkeit, diese Macht auf die Straße zu bringen.

Und drohte Mahmoud Al-Zein, »El Presidente«, Ende der Neunziger nur dem Dolmetscher, schüchtern die Clans heute Polizisten und Richter direkt ein. Denn die Drohung, nicht die Tat, ist das alltägliche Herrschaftsmittel der Grossfamilien.

Auf einer Tagung von Clanfahndern Ende Januar im niedersächsischen Loccum hiess es, ein Kollege sei beim Einkaufen von einem Unbekannten angesprochen worden: »Hallo, wie geht es? Kaufst du für deine zwei Kinder ein? « In Berlin fahren einige Szeneermittler nur noch mit der S-Bahn nach Hause. Steigen um, steigen wieder um, springen als Letzte aus dem Waggon, um mögliche Verfolger abzuschütteln. Jeden Tag.

Was aber bringt das, wenn im gerade laufenden Prozess um eine Riesengoldmünze, die Clanmitglieder aus dem Berliner Bode-Museum gestohlen haben sollen, Dutzende Polizeibeamte als Zeugen mit Klarnamen in der Anklage stehen? In Hildesheim brauchte ein Richter monatelang Polizeischutz, in Braunschweig ein Polizist, der Morddrohungen erhalten hatte.

Umgekehrt schafft es die Polizei so gut wie nie, mit Ermittlern nah an die Clans heranzukommen. Ihre Autos lassen die Familien selten unbewacht stehen, bringen sie in Milieuwerkstätten, damit die Beamten keine Abhörwanzen oder Peilsender einbauen. Verdeckte Ermittler haben keine Chance, weil die Familien bei kriminellen Geschäften nur den eigenen Verwandten trauen. Cousins werden mit Cousinen verheiratet. Und wenn es in den Clans mal Ärger gibt, schlichten sogenannte Friedensrichter, damit nichts nach draussen dringt.

So konnten sie bis heute wachsen und aufsteigen, die mafiosen Familienzweige **Wenn die Stadt ein** »Monopoly«-Spielbrett wäre, dann hätte es Arafat Abou-Chaker, 42, tatsächlich bis zur Schlossallee gebracht. Seine Schlossallee liegt vor den Toren Berlins, in Kleinmachnow, und die Strasse heisst natürlich anders. Aber das Villengrundstück, 16000 Quadratmeter mit Kiefernwald, sieht genauso aus, wie man sich die teuerste Strasse vorstellt, die man auf dem Spielbrett kaufen kann. Schätzwert: 15 Millionen Euro.

Nicht schlecht für einen Jungen, der, wenn er drei Sachen aufzählen will, beim Reden schon mal vergisst, was die dritte Sache war. Ein Junge, dessen Eltern in den Siebzigern noch im libanesischen Flüchtlingslager Camp Wavel sassen. Und die den Söhnen kaum Bildung, dafür aber einen möglichst judenfeindlichen Vornamen mit auf den deutschen Lebensweg gegeben haben. »Arafat« und »Yasser« nach Palästinenserführer Jassir Arafat. »Nasser« wie der ägyptische Ex-Präsident. »Rommel« wie der Wehrmachtsgeneral.

Die Abou-Chakers wollten wie andere Clans in Berlin viel Geld machen, ihren Kiez beherrschen und dabei nicht erwischt werden. Doch das allein reichte Arafat Abou-Chaker nicht. Er wollte auch den Glanz.

Das Wertvollste am Grundstück in Kleinmachnow war deshalb nicht der denkmalgeschützte Villenbestand, sondern der Miteigentümer Anis Ferchichi, Künstlername Bushido, einer der erfolgreichsten deutschen Rapper. Ein richtiger Star, der bei Arafat Abou-Chaker gleich nebenan einzog.

Arafat lieferte den Rappern die Aura des echten bösen Jungen, er selbst bekam den Fuss auf den roten Teppich.

Zu Abou-Chaker war Bushido 2004 gekommen; er stritt sich gerade mit seiner Plattenfirma, die ihn nicht aus dem Vertrag herauslassen wollte. Abou-Chaker regelte das. Er soll das Label nachdrücklich überzeugt haben, den Vertrag mit einer Kündigungsfrist von jetzt auf gleich aufzulösen. Und Bushido war seinem neuen grossen »Bruder«, wie er ihn nun nannte, sehr dankbar. Abou-Chaker managte danach Bushidos neues Label Ersguterjunge. Er tauchte auf einer Musikgala an Bushidos Seite auf, posierte für die Kameras, kassierte angeblich immer die Hälfte. Und eine Generalvollmacht aus dem Jahr 2010 liest sich so, als gehörte ihm alles, Bushido mit Haut und Haaren.

Jetzt, nach der Trennung im März 2018, gefolgt von einem Rosenkrieg, von Beleidigungen, Drohungen, behaupteten und bestrittenen Plänen für einen Säureanschlag des Clans auf Bushidos Frau und die Entführung seiner Kinder, beschrieb der Rapper das Verhältnis zum »Bruder« in einem Song mit dem Titel »Mephisto«. Auszüge: »Der Junge überlegte, zu wenig sprach dagegen, heute weiss er, damals trat der Teufel in sein Leben.« »Seine Maske fiel, so sah man seine wahre Gestalt, er war ein Monster aus Feuer, doch sein Atem war kalt. « »Er war nie ein wahrer Freund, nur ein rücksichtsloses Tier. «

Fest steht: Die Abou-Chakers hatten nicht nur erkannt, was man heute im Keeas-Bericht der NRW-Polizei nachlesen kann: dass die »Vermarktung >eigener< Rapper und Labels ein hohes wirtschaftliches Potenzial hat«. Arafat Abou-Chaker begriff auch, dass der populäre Gangsta-Rap mit seinen Klischees, den dicken Goldketten und fetten Autos, die Clanwelt nachahmte. Rap eignete sich deshalb perfekt als Brücke in eine Glamourwelt, als »erster Schritt auf eine gesellschaftlich wahrgenommene Ebene« (Keeas).

Der Deal beruhte auf Gegenseitigkeit: Arafat lieferte den Rappern die Aura des echten bösen Jungen, er selbst bekam dafür den Fuss auf den roten Teppich. Oder wie Bushido in »Mephisto« singt: »Er wollte eine Bühne, seine Fratze auf der Leinwand, riss die Zügel an sich, akzeptierte keinen Einwand. «

Noch vor dem Bruch mit seinem Star gab Arafat Abou-Chaker dem YouTuber Rooz 2015 sein einziges Interview. Sie sassen in Arafats Imbiss Papa Ari in Berlin-Treptow, spätabends, im Hintergrund Clanfreunde, 3,7 Millionen Mal wurde allein die erste Stunde geklickt. Die beiden redeten über den Rapper Kay One, der beim Label Ersguterjunge unter Vertrag gestanden hatte, dann aber vor Bushido und Abou-Chaker geflohen war. Kay One behauptet bis heute, die beiden hätten ihn behandelt wie einen Sklaven und ihm kein Geld gezahlt. Abou-Chaker bestreitet das, Kay One bekam trotzdem Polizeischutz.

Nach gut 40 Minuten fragte Rooz, was Abou-Chaker zu den »Mafia-Anschuldigungen« zu sagen habe. Dass er Druck ausübe, »nicht nur in der Musik«. Ach was, »wir sind ein leichter Sündenbock, das ist alles«, wehrte der Clanchef ab. Dann beschwerte er sich noch über die angebliche Ungerechtigkeit des Rechtsstaats: »Vor Gericht werden die (Mitglieder von Großfamilien -Red.) schon verurteilt, weil sie so heissen. « Die Wahrheit interessiere niemanden. Ihn offenbar auch nicht: Gegen Abou-Chaker waren über die Jahre 33 Ermittlungsverfahren anhängig, verurteilt wurde er bis Ende 2018 aber nie, obwohl er »so« heisst. Mehr Pech hatte da sein Bruder Mohammed, genannt Momo. Das Gericht verurteilte ihn im Jahr 2010 als Drahtzieher eines spektakulären Überfalls auf ein Pokerturnier in Berlin zu sieben Jahren Haft. Nach nur einem Jahr war er jedoch schon im offenen Vollzug, die Polizei war düpiert.

Im Januar 2019 riss die Glückssträhne auch bei Arafat Abou-Chaker. Eine Zeugin, bei der Polizei noch gesprächig, zog zwar ihre Aussage zurück (»eigentlich habe ich gar nichts gesehen«); und ein anderer Zeuge kassierte lieber ein Ordnungsgeld, als auch nur ein Wort zu sagen. Der Hausmeister einer Physiopraxis aber konnte sich genau erinnern, dass ihm Arafat Abou-Chaker, ein Kunde der Praxis, zwei Finger in die Augen gestossen habe. Offenbar um den Hausmeister daran zu erinnern, dass er einen Abou-Chaker vor sich hatte, dem er zur Begrüssung mehr Aufmerksamkeit hätte widmen sollen. Das gab zehn Monate, auf Bewährung. Es kam noch härter: Im Gerichtssaal liess die Berliner Staatsanwaltschaft ihn verhaften. Zeugen hatten ausgesagt, Abou-Chaker und ein Bruder hätten Handlanger für einen Rachefeldzug gegen Bushidos Familie gesucht. Abou-Chaker kam in Untersuchungshaft, bis die Zeugen nach ein paar Tagen ihre Aussagen zurücknahmen. Das Gericht sah keine Flucht- oder Verdunkelungsgefahr, seitdem ist Abou-Chaker draussen.

Und das führt nun zu einem anderen Grossclan, den Rammos. Bushido gibt sich zwar als geläuterter Familienvater, endlich frei, endlich wieder bei sich selbst. Endlich. Aber weil das Leben im Krieg mit einem beleidigten Clanboss schnell endlich werden könnte, hat er sich abgesichert. Seine Lebensversicherung heisst Ashraf Rammo, Mitglied des Rammo-Clans, mit 500 Angehörigen etwa doppelt so gross wie der Abou-Chaker-Clan.

Es gibt Fotos von beiden mit den Kindern auf dem Spielplatz und mit anderen Rappern. Im September sagte Bushidos Frau dem »Stern«: »Wenn Ashraf nicht wäre, wäre uns schon längst etwas passiert.« Und Bushido klärte auf: »Es stimmt, dass ich mit ihm jetzt Geschäfte mache.« Nur sei »der Ashraf« ganz anders als »der Arafat«, »höflich, elegant, verständnisvoll«, »er will nicht über mich bestimmen«.

Fest steht: Ashraf Rammo ist einer der zentralen Köpfe der Rammo-Familie, deren Mitglieder als »Tatverdächtige in 1146 Vorgängen« aufgetaucht sind, so ein Bericht des Berliner LKA. Er ist der Bruder von Issa, dem Clanchef, dem »Ich ficke dich in den Arsch und deinen Präsidenten auch«-Rammo. Der Rapper Massiv liess sich von Ashraf Rammo managen und feierte ihn 2011 mit den Songzeilen: »Glaub mir, seine Waffe lässt er niemals aus der Hand los! Ashraf Rammo, Berlins Marlon Brando!«

Und selbst wenn Rapper wie Massiv notorisch ein grosses Maul haben müssen, um bei den Fans anzukommen, fragt man sich schon, warum Bushidos Frau diesem Ashraf Rammo zutraut, was sie der Berliner Polizei mit dem staatlichen Gewaltmonopol nicht zutraut: sie vor dem Zorn der Abou-Chakers zu schützen.

Dass Ashraf Rammo ein ganz Lieber sein soll, andererseits zum Bollwerk im Krieg gegen die Abou-Chakers taugt, ist einer dieser Widersprüche, die man im Familienclan der Rammos problemlos aushält. Der König solcher Widersprüche heisst aber nicht Ashraf, sondern Issa Rammo, 51.

Das Oberhaupt der Rammos hat sich den Bundesadler und »Ich bin ein Berliner« auf die Brust tätowieren lassen. Kürzlich gab er dem »Berliner Kurier« ein Interview als ehrlicher Mann, geschlagen vom Schicksal ständiger, grundloser Verfolgung: »Ich bin nicht, wie immer geschrieben wird, der Clanchef, der das Geld eintreibt und wäscht. Ich verfluche jeden, der Drogen verkauft. Ich unterstütze keinen, der stiehlt oder betrügt.«

Gut, Mitte der Achtziger, als sie aus dem Libanon gekommen seien, habe er keine Arbeitserlaubnis bekommen und deshalb mal kurz gesessen, wegen Diebstahl. Aber seitdem: »Keine kriminellen Sachen mehr.« Die ganzen Gerüchte, er sei ein Pate, hätten ihn jede Menge Läden in Berlin gekostet. Vor einem dieser Läden sass er früher mal und erklärte einem Polizisten seine staatsbürgerlichen Verdienste: »Deutschland hat mir gegeben ein Glas Wasser. Ich habe Deutschland einen vollen Eimer zurückgegeben.«

Issa Rammo hat 13 Kinder und 15 Geschwister. Gegen ihn wurde immer wieder wegen Diebstahl ermittelt. Sein Pressenanwalt - Issa Rammo hat tatsächlich einen bekannten Berliner Pressenanwalt - will dazu nichts sagen. Issas Bruder Najdat, mehrfach vorbestraft, sitzt in U-Haft, weil in seinem Bademantel eine geladene Halbautomatik gesteckt haben soll - er bestreitet, dass es seine Pistole war. Gegen Issas Bruder Karim ermittelt das LKA wegen Geldwäsche - sein Anwalt schweigt dazu. Der Bruder Adounise bekam wegen schweren Bandendiebstahls sieben Jahre. Der Sohn von Adounise, heute zehn Jahre alt, besucht eine Grundschule in Neukölln. Vor ein paar Monaten hatte er scharfe Munition dabei; ausserdem drückte er den Kopf eines Kinds auf der Schultoilette in die Kloschüssel.

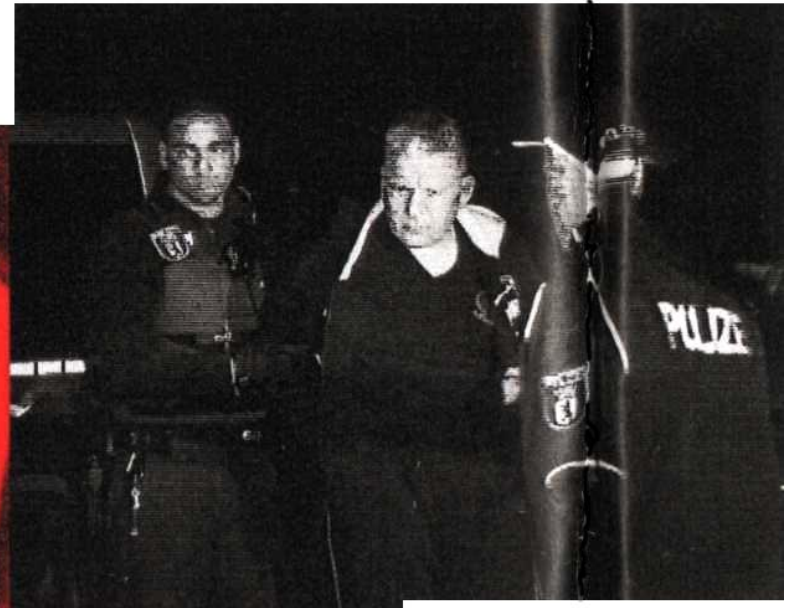


DER RAMMO-CLAN Goldmünze »Big Maple Leaf« 2010, zerstörte Sparkassen-Filiale in Berlin-Mariendorf 2014, Clanoberhaupt Issa Rammo

Sie sollen so lange mit dem Baseballschläger auf das Opfer eingedroschen haben, bis der Schädel zertrümmert war.

Vor dem Landgericht Berlin muss sich gerade Issas Sohn Ismail, 20, verantworten. Die Anklage lautet auf Mord. Im Mai 2017 soll er oder ein Komplize morgens um kurz vor acht, auf dem Bürgersteig vor verstörten Augenzeugen, so lange mit dem Baseballschläger auf den Kopf eines Opfers eingedroschen haben, bis der Schädel zertrümmert war. Der Mann hatte sich mit Vater Issa um Geld gestritten. Als Issa nicht zahlte, sei der andere über ihn hergezogen, so die Anklage. Vermutlich hatte sich das Opfer den Spass gemacht, ein Facebook-Profil unter dem Namen »Issa Hase Eiri Rammo« zu erstellen. »Eiri Rammo« ist Arabisch und heisst »Mein Penis Rammo«.

Während der Sohn die Angelegenheit mit einem Baseballschläger in die Hand genommen haben soll, war Papa Issa weit weg, im Ausland. Die Ermittlungen gegen ihn wurden eingestellt - kein hinreichender Tatverdacht. Auch der Anwalt des Sohns gibt sich entspannt: ein falscher Vorwurf, ein reiner Indizienprozess. Er rechne mit Freispruch für den Jungen.



DER AL-ZEIN-CLAN »El Presidente« Mahmoud Al-Zein 2018, Szene aus Überwachungsvideo vom Überfall auf das Kaufhaus des Westens 2014, Clanchef Zaki Al-Zein bei Festnahme 2016

Berühmt-berüchtigt sind die Rammos für zwei spektakuläre Einbrüche in Berlin, die als Herausforderung an die Staatsmacht gelten können: Seht her, wenn wir wollen, dann können wir. Gerade läuft der Prozess gegen drei Nachwuchs-Ramos, die in Berlin eine der grössten Goldmünzen der Welt, die »Big Maple Leaf«, aus dem Bode-Museum gestohlen haben sollen. Die Münze, Materialwert 3,75 Millionen Euro, ist verschwunden. Vermutlich eingeschmolzen.

Zum anderen war mindestens ein Rammo dabei, als 2014 im Stadtteil Mariendorf eine Sparkasse in die Luft flog. Toufic Rammo und zwei unbekannte Komplizen hatten 332 Schließfächer im Tresorraum geknackt und Beute im Wert von fast zehn Millionen Euro gemacht. Hinterher wollten sie mit einem Feuer die Spuren verwischen, es gab eine Explosion, die Bank sah aus wie nach einem Bombenanschlag. Toufic Rammo bekam acht Jahre Haft.

Auf Spektakel versteht sich auch die Familie Al-Zein. Oder Al-Zain. Oder Al-Zayn. Oder, oder, oder. Die Polizei führt sie unter 15 Schreibweisen, auch das macht es schwer, sie zu überwachen. Aber weil bei Kontrollen meist keiner einen Ausweis dabei hat, kommt es auf die Schreibweise auch nicht mehr an.

Ihre wahre Visitenkarte war der KaDeWe-Überfall kurz vor Weihnachten 2014: fünf Männer, die mit Hämmern mehrere Vitrienen im Kaufhaus des Westens einschlugen und jeden, der in ihre Nähe kam, mit Pfefferspray besprühten. 79 Sekunden purer Schrecken, aufgezeichnet von Videokameras.

Die *1-Z**ns also. Den Clan unterscheidet auf den ersten Blick nicht viel von den Rammos. Eines aber doch, etwas Unerhörtes: Bei den Al-Zeins gab es nach dem KaDeWe-Coup und einem geplanten Mord zwei Kronzeugen. Komplizen, die auspackten. So etwas hatte die Polizei in diesem Milieu noch nicht erlebt. Und jetzt auch, weil Ali H. und sein Kumpel Mehmet A. ziemlich sicher waren, dass sie anders nicht überleben würden. Clanangehörige hätten gedroht, sie umzubringen. Da brachten die zwei lieber vorher den Clanchef Zaki, den mit dem Porsche, in den Knast. Er bekam knapp sieben Jahre.

Die beiden Männer sollten 2015 für Zaki nämlich einen Auftragsmord erledigen. Eine Frau war mit ihrem Schwager durchgebrannt. Also musste der Schwager »totgemacht« werden. Eine Frage der Ehre. »Das ist der Grossauftraggeber. Seine Frau wurde gefickt«, klärt Mehmet A. die Ermittler auf. Und so reden die Kronzeugen weiter: Immer wird irgendeiner gefickt oder fickt einen anderen. Ausser man ist auf Koks und kann gerade keinen ficken. Deshalb hatte der Ali schon ein paar Monate vorher den Überfall aufs KaDeWe verschlafen, an einem Donnerstag, also war der dann erst am Samstag. Abends feiert man gern im Puff. Koks. Nutten. Ficken. Man verspielt das Geld für die Mordwaffe, mit der man den Omer erschiessen soll, der diese Frau fickt.

Aber egal, man will ja sowieso keinen killen, man verarscht nur den Zaki, damit der denkt, dass man den Omer killt und noch mehr Geld gibt. Und wenn er nicht zahlt, »ficke ich Zeki und seine Mutter«. Zaki? Zeki? Einmal rief dann angeblich einer von Zakis Leuten an und war stinksauer: »Du Schwein! Wir sind die Al-Zeins! Du fickst unsere Familie! Wir bringen dich um! « Will der angebliche Anrufer aber natürlich nie gesagt haben.

Wer dachte, das organisierte Verbrechen sei in den Händen der Clans gut organisiert, den müssen die Protokolle überraschen. Die Akteure darin schiessen wie Flipperkugeln durch ihren Alltag. Drogensüchtig, jähzornig, schwer zu steuern. Am Ende aber, da liegen bei Zaki Al-Zein doch 16 Rolex- und Chopard-Uhren aus dem KaDeWe in der Wohnung. Und etwas später wälzt sich in einer Neuköllner Siedlung der Schwager, der Omer, auf dem Gehweg. Mehmet A., einer der beiden späteren Kronzeugen, hat zweimal geschossen, in den Oberschenkel, damit ist der Auftrag für ihn erledigt.

Um zu verstehen, wie die Clans so stark werden konnten, muss man auch auf die andere Seite schauen, auf den Staat. Schon zwei Jahre bevor die Polizei bei den Al-Zeins in Neukölln die Türen einrammte und den Porsche einkassierte, nahm sie einen Unfall auf, mit Blechschaden am Porsche. Dass der Hartz-IV-Empfänger Zaki Al-Zein überhaupt mit einem Porsche Carrera Cabrio herumfuhr, schien keinen zu stören. Offenbar gingen die Beamten nicht immer so entschlossen vor, wie sie gekonnt hätten. Bei dem Rammo-Knirps, der mit scharfer Munition zur Schule gegangen war und einen Mitschüler in die Toilettenschüssel gedrückt hatte, lag der Fall anders. »Wenn ich mal alle zusammenhabe, Jugendamt, Jobcenter, Polizei, Schule, dann sind zwar alle guten Willens. Nur über Namen dürfen wir nicht reden«, sagt Falko Liecke, Jugendstadtrat von Neukölln. »Datenschutz.« Da wurde am Tisch erst mal nur herumgedrückt.

Das zeigt: Nicht immer konnten Beamte in der Vergangenheit so konsequent gegen kriminelle Clanleute vorgehen, wie sie wollten. Sperrige Gesetze, fehlende Computerschnittstellen, zu wenig Personal. Gerade in Berlin wurde die Polizei kaputtgespart, auf »Verschleiss gefahren«, wie der SPD-Abgeordnete Schreiber klagt. Henninger, der Inspektionsleiter, der so viel über Clans wusste wie kaum ein anderer, rotierte in einen anderen Bereich. Erst Wohnungseinbruch, jetzt Islamismus.

Und auch die Politik wollte offenbar nicht hart durchgreifen. »Man muss es wohl so deutlich sagen: Das Thema war politisch nie opportun, weil es um Migranten ging«, sagt Sebastian Fiedler, erster Mann beim Bund Deutscher Kriminalbeamter. Und der Berliner Innenpolitiker Schreiber - als Sozi nicht im Verdacht, das Geschäft der AfD zu betreiben - klagt: »Es gab viele Mahner und Warner. Ihre Aufrufe wurden jedoch bagatellisiert. Nach dem Motto: >Das passt gerade nicht zur Wetterlagen«

Es waren dann die Familien selbst, die sich auf die politische Tagesordnung drängten, durch ihren Erfolg, durch das Spektakel, das sie veranstalteten: den Streit von Arafat Abou-Chaker mit Bushido, der die Welt der Clans auf Titelseiten hievte. Die so irren wie dreisten Überfälle, KaDeWe, die gesprengte Bank, die Goldmünze. Das immer unverschämtere Auftreten. Und auf der anderen Seite Bürger wie die Geschäftsleute in der Essener Nordstadt, die zu ihren Lokalpolitikern gingen und fragten: Merkt ihr noch was? Tut jetzt endlich mal etwas!

Inzwischen haben Politiker und Ermittler den Schalter umgelegt. Das Bundeskriminalamt hat im November eine Arbeitsgruppe »Clan-Kriminalität« eingesetzt und arbeitet an einem eigenen Kapitel für das Lagebild »Organisierte Kriminalität«. In Berlin trommelte Innen-Senator Geisel die Chefs von Polizei-, Justiz- und Finanzbehörden zu einem »Clan-Gipfel« zusammen. Es geht darum, frisierte Autos einzuziehen, Shisha-Bars wegen Steuerdelikten zu schließen, öfter mal die Cafés und Imbisse zu kontrollieren, auf Hygiene, auf Jugendschutz; das ganze Arsenal an »Nadelstichen«.

Geisel will in diesem Jahr in den Libanon fliegen, um zu erreichen, dass Clanmitglieder mit »ungeklärtem« Status doch abgeschoben werden können. Und Liecke, der Jugendstadtrat von Neukölln, hat ein Konzept geschrieben. Seine Forderung: Fallkonferenzen für Clankinder mit der Frage, ob man sie nicht aus der Familie nehmen muss.

In Nordrhein-Westfalen das gleiche Programm. Mitte Januar liess Innenminister Reul 1300 Polizisten in Shisha-Bars, Teestuben, Wettbüros ausschwärmen, zur »größten Razzia gegen Clankriminalität in der NRW-Geschichte«, wie sein Ministerium meldete. Eingeladen war die halbe Landespressekonferenz. Die öffentliche Mobilisierung steht ausdrücklich als Ziel im Keeas-Bericht des LKA: Es sei bei dem Projekt wichtig gewesen, »das Ausmass von Clankriminalität in das Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt zu haben«.

In Berlin blieb es nicht bei Nadelstichen: Die Fahnder nahmen dem Rammo-Clan 77 Immobilien weg. Verdacht auf Geldwäsche. Vermutlich trifft die Clans nichts härter, als das Geld zu verlieren, das sie vermeintlich schon in Sicherheit gebracht hatten, mit legalen Anlagen. Seit 2017 gibt es dafür ein neues Gesetz. Nun müssen die Rammos wohl beweisen, dass in den Häusern nicht die Millionen aus der gesprengten Sparkasse und anderen Straftaten stecken - geschätzter Wert der Beute: 28 Millionen Euro. Die Rammos müssen zeigen, dass sie das Kapital ehrlich verdient haben.

Dafür spricht nicht viel: 2015 heftete sich das Berliner LKA an Karim Rammo, den Bruder des Sparkassen-Einbrechers Toufic. Karim kassierte Hartz IV, erkundigte sich aber bei der Justizkasse Spandau nach einer Wohnung für 481000 Euro, die gerade zwangsversteigert wurde. Ob »seine Zahlung« schon eingegangen sei. Er sei nämlich »der neue Eigentümer«, na ja, »sozusagen«.

Karim, das fanden die Fahnder heraus, war nicht der einzige Rammo, über den der Wohlstand so unerwartet hereinbrach. Einen der stolzen Berliner Hauseigentümer stöberte **SPIEGEL TV** in Beirut auf, Abdelrahim Mohammed, von Beruf Taxifahrer, Gärtner und offenbar Strohhalm der Rammos. »Man muss viel arbeiten, um über die Runden zu kommen«, klagte er offenherzig, er verdiene im Monat ja nicht mal tausend Dollar. Damit kann man sich aber nur schwer eine Immobilie in Berlin leisten.

Trotzdem ist offen, ob die Rammos mit ihrer mutmasslichen Masche nicht doch durchkommen. Rechtlich ist das alles Neuland, und selbst nach der Beschlagnahmeaktion flössen die Mieten aus den 77 Immobilien weiter in die mutmaßlichen Kanäle der Familie. Die Staatsanwaltschaft hatte die Zwangsverwaltung nicht übernehmen wollen; die Ankläger schätzen die Chancen vor Gericht angeblich nicht so optimistisch ein wie die Polizei. Aber immerhin: Der Staat hat den Kampf jetzt angenommen.

Wie er enden wird? Das traut sich kaum einer zu sagen. Gegen Rocker ging Ralf Jäger, der Vorgänger des NRW-Innenministers Reul, auch mit demonstrativer Härte vor; heute gibt es an Rhein und Ruhr mehr Rocker als vorher. Die Ermittler, die Stadtbeamten, die Politiker, sie alle müssten jetzt dranbleiben, über viele Jahre, fordert der Berliner SPD-Mann Schreiber. »Sonst wird die Bekämpfung der Clankriminalität ein Teelicht im Wind sein. «

Ohne den ernsthaften Versuch, gerade jungen Clanmitgliedern eine Perspektive für ein ehrliches Leben zu eröffnen, könnte es auch nur ein Teelicht im Sturm sein. Ansätze für solche Präventionsprogramme liegen vor, eine engere Betreuung von Jugendlichen etwa in nordrhein-westfälischen Großstädten. Sie sollen lernen, dass sich ein Leben ohne Verbrechen lohnt, selbst wenn es mit 400 Euro Lehrlingslohn im Monat beginnt statt mit 400 Euro für einen Botengang von 15 Minuten.

Vielen Clanjugendlichen fehle aber schlichtweg die »Ausstiegsoption«, sagt der Erlanger Clanexperte Rohe. Die würden zur Loyalität gezwungen.

Und was soll auch werden aus einem jungen Mann wie dem, der 2016 angeklagt war? In der Anklage steht sein amtlicher Name, einer der üblichen Verdächtigen. Und der Vorname klingt so, als hätten die Eltern seine Identität von Geburt an verschleiern wollen. Er heißt: »Alias«.

Laura Backes, Jürgen Dahlkamp,

Jörg Diehl, Lukas Eberle, Thomas Heise,

Claas Meyer-Heuer, Andreas Ulrich

Mail: juergen.dahlkamp@spiegel.de